



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2003

Rüdiger Campe, Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist. 2002

Schnyder, Peter

Abstract: Lange wurde der Erkenntnisbereich der strengen scientia strikt von den weiten, unüberschaubaren Feldern der bloßen opinio abgegrenzt. Im 17. Jahrhundert aber wurde auch das Reich der unzuverlässigen Fortuna wissenschaftsfähig. Die Geschichte dieser revolutionären Aufwertung des Wahrscheinlichen ist in den letzten 20 bis 30 Jahren intensiv diskutiert worden. Dabei wurde die Phänomenologie der "probabilistischen Revolution" in so unterschiedlichen Bereichen wie der Mathematik, der Theologie, der Rechtswissenschaft, der Naturerforschung, der Ökonomie und der Literatur herausgearbeitet. So entstand ein facettenreiches Bild, doch wurde nicht immer deutlich, ob und wie die verschiedenen Aspekte untereinander verbunden sind. Zumal die Frage, inwiefern die Entwicklung der mathematischen Wahrscheinlichkeit und eine neue Konzeption der Wahrscheinlichkeit in der Literatur zusammenhängen, blieb dabei weitgehend im Dunkeln

DOI: <https://doi.org/10.1515/arbi.2003.59>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-154623>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Schnyder, Peter (2003). Rüdiger Campe, Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist. 2002. Arbitrium: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft, 21(1):59-62.

DOI: <https://doi.org/10.1515/arbi.2003.59>

Rüdiger Campe, *Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist*. Wallstein, Göttingen 2002. 472 S., € 54,-.

Lange wurde der Erkenntnisbereich der strengen *scientia* strikt von den weiten, unüberschaubaren Feldern der bloßen *opinio* abgegrenzt. Im 17. Jahrhundert aber wurde auch das Reich der unzuverlässigen Fortuna wissenschaftsfähig. Die Geschichte dieser revolutionären Aufwertung des Wahrscheinlichen ist in den letzten 20 bis 30 Jahren intensiv diskutiert worden.¹ Dabei wurde die Phänomenologie der „probabilistischen Revolution“² in so unterschiedlichen Bereichen wie der Mathematik, der Theologie, der Rechtswissenschaft, der Naturforschung, der Ökonomie und der Literatur herausgearbeitet. So entstand ein facettenreiches Bild, doch wurde nicht immer deutlich, ob und wie die verschiedenen Aspekte untereinander verbunden sind. Zumal die Frage, inwiefern die Entwicklung der mathematischen Wahrscheinlichkeit und eine neue Konzeption der Wahrscheinlichkeit in der Literatur zusammenhängen, blieb dabei weitgehend im Dunkeln.

Hier setzt Rüdiger Campe an, wenn er davon ausgeht, daß die Wahrscheinlichkeit der mathematischen Probabilität sich gerade auf dem Gelände der alten Wahrscheinlichkeit der Dichter, Redner und Logiker entwickelt habe: Erst die Rhetoriker und Philosophen hätten sich darum bemüht nachzuweisen, daß die mathematische Modellrechnung des Glücksspiels, wie sie in den 1650er Jahren von Pascal, Fermat und Huygens entwickelt wurde, die Struktur dessen sei, was man meine, wenn man von Wahrscheinlichkeit spreche. Mit dieser These positioniert sich Campe nicht nur pointiert in der bestehenden Forschung zur probabilistischen Revolution, sondern nimmt auch kritisch Stellung zu den metaphorologischen Untersuchungen Hans Blumenbergs. Während letzterer nämlich die Mathematisierung des Wahrscheinlichen im 17. Jahrhundert als Paradebeispiel für eine restlose Terminologisierung einer Metapher beschreibt,³ möchte Campe zeigen, „daß auch die metaphorischen Gesten schon Termini technici der Wirklichkeit waren und auch eine mathematische Wahrscheinlichkeitstheorie zunächst nichts anderes als die Figur der Wahrscheinlichkeit von Dichtern und Rednern berechnen wollen kann“ (S. 10). Die „Figuren der Wahrscheinlichkeit“ in Wissenschaft und Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts sind nach Campe zurückzuführen auf ein gemeinsames historisches Apriori. Entsprechend sieht er sich einer Geschichte des Wissens im Sinne Foucaults verpflichtet, wobei er allerdings nicht Diskurse in ihrer Gesamtheit untersuchen möchte, sondern „einzelne Terme, die einen Diskurszusammenhang voraussetzen“ (S. 13, Anm. 9).

Nach einleitenden Bemerkungen zu den diskursiven Bedingungen der Möglichkeit der im 17. Jahrhundert einsetzenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit Glücksspielen wendet sich Campe im ersten Teil seiner Studie den Pionieren der Glücksspielrechnung zu, wobei es ihm zunächst einmal darum

¹ Vgl. den guten Forschungsbericht in Sven K. Knebel, *Wille, Würfel und Wahrscheinlichkeit. Das System der moralischen Notwendigkeit in der Jesuitenscholastik 1550–1700*. Hamburg 2000, S. 40–75.

² Lorenz Krüger (Hg.), *The probabilistic revolution*. Cambridge 1987.

³ Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie* [1960]. Frankfurt/M. 1998, S. 117–141.

geht, die „Eigenlogik der spieltheoretischen Texte vor ihrer Interpretation der Wahrscheinlichkeit“ (S. 39) herauszuarbeiten. Erst nach eingehenden Lektüren der einschlägigen Pascal-Texte und von Huygens' *De ratiociniis in ludo aleae* (1657) werden deshalb die frühen Ansätze zur Interpretation der Spiel- als Wahrscheinlichkeitstheorie im berühmten letzten Kapitel der *Logik von Port Royal* (1662), beim jungen Leibniz und bei Pufendorf diskutiert, bevor mit Jakob Bernoulli derjenige Mathematiker ins Zentrum des Interesses rückt, der in seiner postumen *Ars conjectandi* (1713) erst die eigentliche Überführung der Glücksspiel- in die Wahrscheinlichkeitsrechnung ermöglichte. Hier zeigt Campe sorgfältig, wie diese „Mutmaßungskunst“ eingebettet war in die Kategorien des Wahrscheinlichen, die man aus der traditionellen Topik kannte, und er zeichnet – selbstverständlich auch Bekanntes referierend – nach, wie durch Bernoullis revolutionäres Grenzwerttheorem nun nicht mehr nur die apriorischen Wahrscheinlichkeiten der Hazardspiele, sondern auch die aposteriorischen Wahrscheinlichkeiten kontingenter Ereignisse im politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben berechenbar wurden. Danach rückt noch einmal Leibniz in den Fokus, bevor es im abschließenden Kapitel von Teil I zum ersten Mal mit Defoes *Robinson Crusoe* um ein literarisches Werk geht. Dieses wird hier als eminentes Beispiel für die neuartige Figuration von Wahrscheinlichkeit im frühen 18. Jahrhundert – und zwar jenseits der bekannten Alternative zwischen einer „realistischen“ und einer „allegorischen“ Lektüre – lesbar. Campe macht sich auf die Suche nach den Spuren und Konsequenzen des neuen quantifizierenden Wahrscheinlichkeitsbegriffs bei Defoe: Während Robinson im ersten Teil des Romans rückblickend seine Überlebenschancen in bestimmten Situationen beziffert und *ex post* religiös deutet, werden im zweiten Teil verschiedene Szenen geschildert, in denen der Held schon im Moment, da er sich zu gewissen Handlungen entschließt, mit Wahrscheinlichkeiten argumentiert. Unübersehbar dringt hier die neue probabilistische Rationalität in den Text ein und modifiziert den Abenteuerbegriff entscheidend. Obschon nun Campe als Verfasser einer Wissensgeschichte keine genaueren Nachweise für Defoes Rezeption der neuen Wahrscheinlichkeitstheorie bieten müßte, weist er verschiedentlich (wie übrigens auch im Zusammenhang mit anderen Autoren) auf direkte ‚Einflüsse‘ hin. Und man ist deshalb erstaunt, daß er hier nicht auf eine Abhandlung eingeht, die Defoe selbst im gleichen Jahr wie den *Robinson* mit der Absicht veröffentlichte, die „Adventurers“ (!) an den Spieltischen, in der Lotterie und an der Börse durch eine popularisierte Version von Abraham de Moivres *The Doctrine of Chances* (1718) über ihre Gewinnchancen aufzuklären.⁴

Im zweiten Teil von Campes Studie geht es um die Phänomenologisierung der Wahrscheinlichkeit im allgemeinen und die Entwicklung des ästhetischen Theoriekonzepts des „Scheins des Wahren“ aus der Wahrscheinlichkeit im besonderen. Eröffnet wird er mit einem Kapitel über den einschneidenden Prozeß, in dem im 17./18. Jahrhundert das alte Singularienwissen der *Historia* in ein Wissen von operationalisierbaren „Daten“ übergang, die nun in geeignet eingerichteten Tabellen auf allgemeinere Gesetzmäßigkeiten hin

⁴ [Daniel Defoe,] *The Gamester*. London 1719. – Zur Verfasserschaft vgl. John Robert Moore, *A Checklist of the Writings of Daniel Defoe*. 2. Aufl. Hamden 1971, S. 165f.

durchsichtig gemacht werden konnten. Das Einzelheitenkonglomerat der *Historia*, das bis dahin – in der Tradition von Aristoteles' *Poetik* – im Unterschied zur Dichtung keines allgemeineren Zusammenhangs fähig schien, konnte durch seine Transformation in Tabellen und (später) Kurven in einen zuvor nie vermuteten und auf einen Blick erkennbaren Gesamtzusammenhang gestellt werden. Als Statistik wurde die *Historia* damit gleichsam zur „Staatsdichtung“ (S. 270). Was Campe später im Zusammenhang mit den *Elementa logicae probabilium* (1735) von Ludwig Martin Kahle bemerkt, kann ganz allgemein für den geschilderten Prozeß behauptet werden: „Es geht um nicht weniger als die große Umrechnung der historischen Jeweiligkeiten in kontingente Ereignisbündel, die vorliegen oder nicht vorliegen können“ (S. 349). Diese neue Konzeption kontingenter Ereignisbündel läßt sich nun aber auch in der Romanpoetik ausmachen, und die Wechselwirkungen zwischen dem (proto-)statistischen und dem literarischen Diskurs können auf verschiedenen Ebenen beobachtet werden. So tauchen nun, darstellungsgeschichtlich höchst signifikant, plötzlich Tabellen und Diagramme in literarischen Werken auf. Beispiele sind Schnabels *Insel Felsenburg* oder Defoes *A Journal of the Plague Year*. Auf einer tieferen Ebene läßt sich dann das Wechselspiel in der besonderen Verklammerung von „Ästhetik und Kalkül des Zufalls“ (S. 304) etwa in Gellerts *Leben der schwedischen Gräfin von G.* verfolgen, bevor in der Diskussion von Fieldings *Tom Jones* und Wielands Erstfassung des *Agathon* die Figur der „unwahrscheinlichen Wahrscheinlichkeit“ zur Sprache kommt, in der nach Campe Probabilistik und poetologische Wahrscheinlichkeit „durchgängig und strukturwirksam“ ineinander montiert seien (S. 309). Denn sowohl im probabilistischen wie im poetologischen Diskurs geht es im artifiziell abgesteckten Rahmen von wahrscheinlichen Datenbündeln (Statistik) oder wahrscheinlichen Ereignisbündeln (Roman-Poetik) um die Modellierung von Wirklichkeit. Die Wahrscheinlichkeit dieser Bündel steht allerdings in einer spannungsreichen Beziehung zu den Wahrscheinlichkeitsverhältnissen auf der Metaebene der Rahmung, denn die immer kontingente Beobachterperspektive auf eine immanent wahrscheinliche beobachtete Welt kann durchaus unwahrscheinlich sein.

Besonders nachdrücklich hat Lambert in den 1760er Jahren die Frage nach der Natur des „Scheins der Wahrheit“, wie er nicht nur in der Figur der unwahrscheinlichen Wahrscheinlichkeit der Romanpoetik zur Geltung kommt, gestellt. Sowohl im Zusammenhang mit dem physischen (Sinneswahrnehmungen) wie dem psychischen (Gefühlsempfindungen) als auch dem semiotisch vermittelten Schein der Wahrheit versuchte er noch einmal, eine übergreifende *logica probabilium* zu entwerfen. Dieser Ansatz hat aber bereits verschiedene Risse, und vor allem der durch Zeichen vermittelte Schein der Wahrheit zeigt eine klare Tendenz zur selbstreferentiellen Verselbstständigung, zur Ästhetisierung. Diese Ausdifferenzierung und das Zerbrechen des Projekts einer *logica probabilium* läßt sich dann im philosophischen Diskurs bei Kant und im poetologischen Diskurs bei Kleist beobachten, wie Campe in seinen beiden abschließenden Kapiteln vorführt.

Es ist kaum übertrieben zu sagen, daß Campes groß angelegte Studie einen ganz neuen Bereich der Forschung erschließt, indem hier im deutschen Forschungszusammenhang zum ersten Mal der Grenzbereich zwischen, oder

besser: der gemeinsame Wissensraum von mathematischer und poetologischer Wahrscheinlichkeitstheorie erkundet wird.⁵ Und auch im internationalen Rahmen fällt einem eigentlich als verwandtes Unternehmen nur die von Campe überraschenderweise nicht erwähnte Studie von Thomas Kavanagh zu Glücksspiel(theorie) und Roman im 18. Jahrhundert ein.⁶ Kavanagh hat sich allerdings nur ansatzweise auf wissenspoetologische Lektüren mathematischer und philosophischer Texte eingelassen. Will man zur Geschichte des Wissens vorstoßen, kommt man nicht um solche Lektüren herum, wie sie Campe scharfsinnig und kompetent bietet. Sein *Spiel der Wahrscheinlichkeit* ist insofern eine gelungene Pionierarbeit, und kritische Fragen zur Quellenauswahl – wo bleiben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die englischen und vor allem die französischen Diskurszusammenhänge? – müssen angesichts des Geleisteten weitgehend verstummen. Jede derart weit ausgreifende Arbeit muß selektiv vorgehen. Man wünschte sich freilich, der Autor hätte die Repräsentativität seiner Texte klarer begründet. Einleitend merkt er an, es gehe ihm darum, einzelne „Terme“ zu untersuchen, „die einen Diskurszusammenhang voraussetzen“ (S. 13, Anm. 9). Das ist legitim, doch man wäre dankbar, wenn der meist stillschweigend vorausgesetzte Diskurszusammenhang der „klassischen Wahrscheinlichkeit“,⁷ über den in der Forschung ja keineswegs Einigkeit herrscht, öfters explizit gemacht würde. Ebenso könnte man sich wünschen, daß in leserfreundlichen Überleitungen ausformuliert worden wäre, wie sich die einzelnen, oft sehr dichten und detaillierten Kapitel genau in die übergreifende Argumentation einordnen. Denn so bleibt zu befürchten, daß dieses Buch nicht die breite Leserschaft erreichen wird, die es verdient.

Universität Zürich
Deutsches Seminar

Peter Schnyder

Schönberggasse 9
CH-8001 Zürich

peter.schnyder@ds.unizh.ch

⁵ Vgl. jetzt allerdings auch Joseph Vogl, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. München 2002, vor allem S. 139–222.

⁶ Thomas M. Kavanagh, *Enlightenment and the Shadows of Chance. The Novel and the Culture of Gambling in Eighteenth-Century France*. Baltimore – London 1993.

⁷ Unter diesem Titel wurde der Wahrscheinlichkeitsdiskurs zwischen 1660 und 1820 zusammengefaßt von Lorraine Daston, *Classical Probability*. Princeton 1988.